



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Münchhausen, Börries von: Liborius und Franziskus

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

haben inzwischen über eine halbe Milliarde Mark ausgegeben, um die Ostmark deutsch zu erhalten, aber wir haben nicht durchgesetzt, daß die führenden Unternehmer in Oberschlesien ihre polnischen Arbeiter im deutschen Sinne erziehen. Im Gegenteil, wir erkennen von Jahr zu Jahr mehr, wie das Interesse des deutschen Arbeitgebers mit dem des polnischen Arbeitnehmers zusammenfließt. Vorderrhand ist Oberschlesien bedroht — aber auch in Westfalen begünstigt die Gesamtentwicklung die Polen, weil sie Arbeitnehmer sind. Die Gemeinsamkeit der Interessen zwischen deutschen Unternehmern und polnischen Arbeitnehmern muß wachsen in dem Maße, wie sich unsere Beteiligung an der Weltwirtschaft entwickelt und wie infolgedessen die Zahl der polnischen Arbeiter in der deutschen Exportindustrie und der Landwirtschaft zunimmt. Das Zusammenstreben der Interessen zu verhindern ist heute nicht mehr möglich ohne bei der allgemeinen Tendenz unserer Entwicklung ein nationales Unglück heraufzubeschwören, aber die wirtschaftlichen Interessen sind auch nicht so allmächtig, daß wir der Entwicklung mit gefalteten Händen wie etwa der Bewegung eines Lavaströmes zuzusehen brauchen. Darum bringen wir die Frage auch zur Erörterung ehe es zu spät wird.

Der Grundgedanke unserer Ausführungen gipfelt in der Auffassung, daß unsere wirtschaftliche Entwicklung zu einer Unterminierung des in der Entwicklung stecken gebliebenen Nationalstaates durch benachbarte Nationalitäten treibt. Es ergibt sich somit die Frage ob es Möglichkeiten gibt, die oben gekennzeichneten Gegensätze zu unserem Vorteil ausgleichen? Wir meinen: ja! und werden die Frage in den „Grenzboten“ allgemach entwickeln. Wer sich an ihrer Lösung in positivem Sinne beteiligen will, ist dazu hiermit eingeladen.

G. Kleinow



## Liborius und Franziskus

Von Börrics, Freiherrn von Münchhausen

Wer soll rügen unsre Muten,  
So wir es nicht selber tun!

Es ist Spätnachmittag. Im Lindengange gehen auf und ab Liborius, ein Dichter, und Franziskus, sein Freund.



ranziskus. Ich las heute bei Edermann einen Satz, der mir so unheimlich gegen dich zu sprechen schien, daß ich ihn mir genau merkte, — denn man soll seinen Freunden nichts ersparen!

Liborius. Ein Goethescher Ausspruch? Deshalb trägst du die üble Angewohnheit jeder Hühneraugenanpreisung, jedes Aufsätzchens über den Wert des Stallmists nun noch in unsere Gespräche? Denn heute fängt man immer mit einem Goethezitat an, wenn man hernach über ganz etwas anderes reden will!

Franziskus. Hör nur und erfahre, daß es diesmal paßt! 1826 sagt Goethe: Ein Dichter muß auch in den Tönen zu fingen lernen, die nicht in seiner Kehle liegen; er muß sie eben lernen, so schwer sie ihm anfangs sind. Solange er bloß seine wenigen subjektiven Empfindungen ausspricht, ist er noch kein Dichter zu nennen. Aber sobald er die Welt sich anzueignen und auszusprechen weiß, ist er ein Poet. Und dann ist er unerschöpflich und kann immer neu sein, wogegen eine subjektive Natur ihr bißchen Inneres bald ausgesprochen hat und zuletzt in Manier zugrunde geht. — So heißen die Worte bei Eckermann.

Liborius. Lieber Freund, hast du nicht auch schon die Erfahrung gemacht, daß man bei Goethe für jegliche Ansicht einen Beleg findet? Ich habe heute nicht im Eckermann gelesen, aber ich könnte mir denken, daß ich zufällig zu gleicher Zeit an anderer Stelle das Gegenteil bewiesen gefunden hätte!

Franziskus. Laß das und nimm den Satz, wie er dasteht! Deine Balladen und Lieder sind ohne Zweifel ein Schulbeispiel für diese Goethe-weisheit. Du hast dich in den Balladen ganz auf das Heldische gelegt und hast gar in deinen lyrischen Sachen dies Heldische zum Ablichen spezialisiert. Ohne Frage bist du an hundert Stellen damit maniert geworden. Was nicht hindert, daß ich zweihundert andere für vortrefflich halte.

Liborius. Glaubst du, ich sehe das nicht auch? Vielleicht deutlicher als du, weil bei mir die Frage nicht wie bei dir Thema eines Oskar Wildeschen Dialoges, sondern leider viel mehr als das ist! Ja, auch ich kenne diese hundert Stellen, — und ich leide an ihnen.

Franziskus nach einer Pause. Ich antworte noch nicht, weil ich auf den Nachsatz warte.

Liborius. Welchen Nachsatz? Soll ich mich entschuldigen? Ich will doch nicht die Vortrefflichkeit meiner Verse („meiner göttlichen Gedichte“ sagte Heine) hier proklamieren!

Franziskus. Ich bitte dich, es zu tun. Es ist ganz ausgeschlossen, daß ein Künstler, so wie du es eben tatest, unumwunden von den Hauptfehlern seiner Kunst spricht, ohne dabei in seinen Gedanken die Erklärung zu haben, die, mindestens für ihn, auch die Entschuldigung bedeutet.

Liborius. Wie du willst! Nun also: Goethes Satz ist berechtigt für sein Kaliber und gilt außer für ihn nur noch für drei, vier andre Götter neben ihm. Du wirst aber zugeben, daß die Welt langweilig wäre, wenn nicht auch die *minores gentes* ihre dii hätten, wenn es neben den Göttern nicht auch Halbgötter, ja Viertelgötter gäbe.

Franziskus. Sicher.

Liborius. Nun also: Goethes Satz verurteilt nicht nur mich, weil ich in vielen Tönen schweige, um in einem ganz voll zu klingen. Er verurteilt auch Ludwig Richter, den Manieristen der deutschen Innigkeit, Franz Stuck,

weil er nur Monumentalist ist, Lenbach, der nur Bildnisse schuf, Lenau, den Spezialisten eines schiefgesehenen Ungartumes, Heine . . .

Franziskus lachend. Halt ein, du sagst ja die ganze Literatur kaput . . .!

Liborius. Alle Urteile natürlich im Sinne jenes Goetheschen Satzes gesprochen, daß jeder Dichter alle Töne beherrschen soll! Man könnte auch Dante angreifen, weil seine Liebeslieder so arg ledern und nur die Komödie lesbar ist, oder Homer, weil er nur Epen schrieb!

Franziskus. Du hältst dich also für den Homer des Adels?

Liborius. Ich könnte dir, da du so gerne lachst, jetzt keinen größeren Gefallen tun, als mit einem recht pazigen Ja! Aber laß uns das schöne Thema nicht in Neckereien verzetteln, es könnte wie eine Flucht von mir ausgehen, und ich denke den Sieg in der Hand zu haben.

Franziskus. Also im Ernst: Ich sehe ein, daß du recht hast: Wenn man dies Postulat der Vielseitigkeit nicht mehr Postulat sein ließe, sondern es zum Kriterium machte, blieben nur die ganz Großen unzerpflückt. Wirklich Ludwig Richter . . .

Liborius. Gefegnet sein lieber Name!

Franziskus. Ja, aber eine Manier ist auch in seiner Kunst nicht völlig zu leugnen.

Liborius. Laß mich gegen Goethe den Satz aufstellen: In jedem liegt die Möglichkeit vieler Töne, aber nur der wird Wahrhaftiges leisten, der die anschlägt, die ihm seiner ganzen Anlage nach liegen. Ich habe als Junge Zigeunerlieder geschrieben und Bagantenlieder, habe den Asphalt und die großen Maschinen besungen, aber da ich nun mal weder Zigeuner noch Landstreicher oder Fabrikarbeiter bin, waren jene Gedichte unwahrhaftig. Du kennst sie ja und wirst sie nicht loben wollen.

Franziskus. Ich werde mich doch nicht um dein Vertrauen lügen! Sie sind schlecht!

Liborius. Ja, sie sind sogar herzlich schlecht. Nun höre: Ich habe etwa fünfzehnhundert Gedichte geschrieben und es sind wahrhaftig ebenso viel demokratische dabei wie konservative, gottlose wie fromme, unanständige wie sittenstrenge, alberne wie tief sinnige. Als es aber ans Sichten ging, da fand nicht ich, sondern ein feinsinniger Freund (der unablich und in vielem mein Antipode ist) zuerst heraus, daß die adlichen juist die guten waren. So hab' ich von den fünfzehnhundert nur hundertfünfzig veröffentlicht, nicht weil sie die adlichen, sondern weil sie die guten waren. Was soll mir Goethes Befehl also! Ich habe, wie jeder Künstler im Anfange tut, jahrelang nach ihm gearbeitet, aber — ich war eben kein Goethe, dem alles gelang! Mir mutete der gelesenste Romanschriftsteller unserer Zeit einmal zu, die Ballade des deutschen Bauern zu schaffen. Ich versprach es ihm, wenn er, der ein Landpfarrer war, den Roman des deutschen Adels schreiben wollte.

Franziskus. So soll man nur schreiben, was man selber ist?

Liborius. „Soll?“ — ich denke, wir sprechen von der Kunst! Nein, wo bliebe da das dichterische Schauen, das uns die größten Meisterwerke gab. Schiller war doch auch kein Schweizer und schrieb den Tell!! Aber es war eben Schiller! Und Lyrik allerdings kann man nur von sich schreiben.

Franziskus. Und Balladen?

Liborius. Man kann nur die Ballade schreiben, deren Weltanschauung mit der eigenen zusammenklingt. Glaubst du, daß Genosse Singer das ‚Herz von Douglas‘ hätte schreiben können? Nun also: Ich bin nun mal ablich, — wir können doch nichts dazu! — Also blieb mir nichts anderes übrig, als meinen Stolz, meine Freude und meine Klagen in diesen Liedern auszusingen.

Franziskus. Du hast mal gesagt, du wärest der Dichter des Adels.

Liborius. Ja, das habe ich, — es ist aber keine Eitelkeit dabei gewesen, wahrhaftig nicht! Es konnte nicht simpler klingen, als wenn meinethalben Ephraim Moses Lilien von sich sagte: Ich bin der Zeichner der Juden.

Franziskus. Auch ich bin ablich und gestehe, daß mir dieser Satz direkt peinlich war.

Liborius. Lieber Freund, jetzt stößt die Sonde unseres Gespräches auf den trüben Boden auf! Glücklicher du, der du bloß zu sagen brauchst: Es ist mir peinlich! Vielleicht traust du auch mir einiges Feingefühl für jeglichen Takt zu: Was denkst du wohl, was ich fühle bei all diesen Dingen, der ich mich damit in der plebejischen Öffentlichkeit seit Jahren produziere!

Franziskus. Ich wage nicht die platte Frage zu stellen: Weshalb tuft du das? Wenn du es nicht tätest, würdest du vermutlich deinen Wert fortwerfen. Und außerdem im Saft ersticken, wie ein Schößling, dem man die Knospen, die blühen wollen, zubindet.

Liborius nach einer Pause. Das Wesen des Adels, wie jeder Vornehmheit, ist: Still, unauffällig sein. Vor allem aber: Nicht von der eigenen Vornehmheit sprechen. Jede Kunst aber ist ein Lautwerden und wie will ich Lieder eines Ablichen schreiben, wenn ich nicht gelegentlich auch vom Adel reden darf! Deshalb hast du und haben die anderen Freunde hundertfach recht, wenn ihr jede künstlerische Betätigung, sobald sie an die Öffentlichkeit tritt, unvornehm findet.

Franziskus. Erlaube, Verehrtester, jetzt übertreibst du, — das fällt keinem ein!

Liborius. So, — fällt es euch nicht ein? Schade! Da hab' ich euch zu hoch eingeschätzt!

Franziskus. Wir leben doch nicht in der Biedermeierzeit, sondern . . .

Liborius. . . in einer durchaus pöbelhaften Gegenwart, willst du hoffentlich sagen! Aber auch das wäre falsch: Wahre Vornehmheit ist immer gleich, und wenn ihr es nicht fühlt, so fühle ich es, daß jeder Schritt, durch den man nicht ein ganz Objektives (wie Politik es ist) sondern etwas Subjektives, wie Kunst, an diese Öffentlichkeit trägt, unvornehm ist. Und ich fühle auch noch

etwas, Franziskus (denn die Scham ist feinfühlig, wie eine Brandwunde an der Fingerspitze!): Ich fühle euere Schonung gegen mich, fühle, daß ihr euer Feingefühl übertäubt, weil ihr gern gebildet, modern, kunstfönnig scheinen möchtet. Im tiefsten Innern fühlt ihr alle wie ich: Künstlerische Betätigung an der Öffentlichkeit ist unvornehm!

Franziskus. Ja, lieber Freund, wenn du so tief pflügen willst . . . dies Bedichten, dies häufige Darstellen des Abels wenigstens ist vielleicht . . .

Liborius. Sag' wieder wie vorhin: peinlich, Franziskus! Es ist ein mildes Wort, und ich verstehe dich doch! Nun denke dir mein Schicksal: Ich glaube aus mannigfachen heftigen Schmähungen und Lobpreisungen der Kritik schließen zu dürfen, daß ich berufen bin als Diener am Wort, — wenn du mir in ernstem Gespräch die blasphemische Parabel erlauben willst. Auf Grund heißer und schwer errungener Überzeugung weiß ich, daß nur die unbedingte Wahrhaftigkeit wahre Kunst gewährleistet, also muß ich auch in meiner Lyrik adlich sein. Und „bedichte“ ich den Abel (wie du es eben nanntest), schreibe ich ritterliche Lieder, so begeben sich mich damit gleichzeitig des höchsten Gutes dieser Vornehmheit, indem ich, als Vornehmer, über sie spreche.

Franziskus. Ich empfinde das Erschütternde deiner Lage, lieber Freund, und mag doch nicht trösten. Denn ich weiß, daß jedes wirklich tragische Schicksal eine unsägliche Süßigkeit im Bewußtsein des Leidenden auslöst. Wogegen das tragikomische Schicksal das wahrhaft hoffnungslos traurige ist. Ich will nicht von dem Troste deines jungen Ruhmes sprechen. . .

Liborius. Sprich davon, Franziskus, ich darf auch die bescheidenen Tröstungen nicht wegwerfen, aber nenne das kleine Dingelchen nicht mit so großem Worte! Glaub' ja nicht, daß das ein kleiner Trost wäre, — das Gespräch ist zu ernst, als daß ich mit kokettem Lächeln die Anerkennung so vieler unbekannter Freunde als *quantité négligeable* auf die Seite schieben möchte! Ich bin eitel, wie wir es alle sind, und wenn ich drei Tage lang keinen Brief von der Art gekriegt habe, so bin ich durstig wie am Abend nach einer Schlittensfahrt!

Franziskus. Und nimm alles in allem: du bleibst doch, was du bist, trotz deiner Bücher. Du bleibst doch ein vornehmer Mensch!

Liborius. hm — — jeder von uns trägt mehrerlei Naturen in sich, und wer sich einer derselben künstlerisch bewußt werden will, der muß solange wohl oder übel in die andere schlüpfen! Wär' ich den still-glücklichen Gang des juristischen Studiums weiter gegangen, so wäre ich mir nie bewußt geworden, wer ich bin. Aber ich trieb mich unter den liberalsten Bohémiens der Großstadt herum, in heißem Bemühen, ihnen zu gleichen. Und da hat mich einer von ihnen gelehrt — daß es ein köstliches Ding sein müßte, adlich zu sein!

Franziskus lachend. Ein Bohémien lehrte dich's? Ein Demokrat?

Liborius. Laß nur, es war ein Dichter und du könntest ihn also auch Philister und konservativ nennen! Denn ein Dichter ist wirklich wie jene Maske,

die Goethe im Römischen Karneval beschreibt, der Mann mit den beiden Gesichtern. Er sieht immer gleichzeitig nach Norden und nach Süden.

Franziskus. Ich glaube, ich weiß, wen du meinst, (du fürchtest doch nicht, daß ich dir den Namen nenne und dir ein Ja oder Nein abluge damit?) Es war der, welcher dir vorwarf, deine Balladen seien zu äußerlich und lärmend.

Liborius. Siehst du, da hatte er recht! Sie sind sogar so äußerlich, daß sie ihren Mangel an Innerlichkeit nicht einmal merken! Daß sie sich dessen wohl gar rühmen! Eine innerliche Ballade ist ein Ding wie eine steinerne Boisserie! Innerlich sind die Gefühle, — die Tat aber ist nie anders als äußerlich. Und Ballade ist das Tatgedicht. Darum hat jenes lyrische Licht, das so betrüblich über den Mangel an Innerlichkeit meiner Balladen flackerte, völlig recht. Wenn auch nicht mit dem Werturteil, so doch mit der Sonderbeobachtung. Je besser eine Ballade ist, um so stärker ist in ihr alles Innerliche ins Außerliche (das ist das Hörbare, Sichtbare, Fühlbare) projiziert. Aber bitte, flücht mir keinen Kranz daraus, wie neulich ein süddeutscher Professor tat: das ist nämlich nicht meine Erfindung, sondern ist das Wesen der Ballade, wie ich sie vorfand.

Franziskus. Wirfst du sie ebenso hinterlassen? Glaubst du, daß dir die alte Form weiter zu bilden gelang?

Liborius. Lieber Freund, am Baume kannst du nicht von Jahr zu Jahr den zugewachsenen Jahresring sehen — das behaupten vielleicht die Quartaner, aber die Gärtner lachen dabei. Wer will die Stämme der Kunst so scharf beobachten können! Da gehören Jahrzehnte dazu, um sagen zu können: Hier hat doch ein Wachstum stattgefunden und das verdanken wir dem und jenem. Also lache ich über die kritischen Quartaner, die täglich ganz genau wissen, wieviel Zuwachs ich der deutschen Ballade gebracht habe. Und lache ebenso über die anderen Quartaner, die mit scharfen Augen schon heute sehen, daß die Ballade unter meinen Händen nicht mehr zu wachsen scheint. Ich bin ein Gärtnermann und arbeite so still vor mich hin mit Roden und Gießen und kann's im übrigen sehr geruhig abwarten. Eigentlich ist die Entscheidung dieser Frage ja auch gar nicht meine Sache, sondern fällt ins Ressort der Literaturhistoriker. Erlaß mir's, ihnen ins Handwerk zu pfeuschen, ich habe Angst, einer von ihnen könnte aus Rache mit Dichten anfangen!

Franziskus. Du bist nicht gut auf deine Kritiker zu sprechen!

Liborius. O Liebster, wie hast du meinen Scherz mißverstanden! Nein, ich liebe sie sogar fast alle, wie man unbekannte Freunde liebt, — ich habe doch auch wahrlich keinen Grund zur Klage! Denn auch die kritischsten unter ihnen waren meist noch milder im Urteile, als ich selbst es bin, wenn ich über mich Gerichtstag abhalte. So hat mir noch keiner gesagt, was mein lebhaftester Schmerz ist: daß meine Balladen seit sechs Jahren keine Entwicklung, keine Änderung mehr zeigen. Stillstand ist Rückgang.

Franziskus. Nein, mein Verehrtester, bisher griff ich an, aber hier laß mich verteidigen: Wenn Stillstand Rückgang ist, so ist es logisch möglich, den

Stillstand auch Fortschritt zu nennen! Aber lassen wir diese bohnenstrohtrockenen Paradoxen, es möchte sonst wirklich, wie du vorhin scherztest, ein Wibelcher Dialog werden. Wozu willst du dich ewig ändern, ewig „fortschreiten“? Taten etwa die alten Meister, Maler sowie Dichter, so? Keineswegs! Wer seine Höhe erreicht hatte, der arbeitete mit einer Art (erlaube mir das Wort) Handwerker-tüchtigkeit auf dieser Höhe weiter und kein Kritikus rief: Goethes letztes Drama, Rembrandts jüngstes Bildnis, Bachs neueste Fuge zeigt doch keinen rechten Fortschritt gegen das vorlezte Werk. Diese Hast, immer etwas Neues, Unerhörtes sehen zu wollen, ist modern und also unvornehm! Freut euch doch lieber!

Liborius nachdenklich. „Diese Hast, immer was Neues sehen zu wollen, ist modern und unvornehm“ — hm! Ich äußerte eben selbst diese Unruhe! — Franziskus, häng' dem Gespräch schnell einen Korfgürtel an, nochmal kann ich nicht in diesen Dingen wühlen, nach denen deine Worte eben wieder hernieder-sinken.

Franziskus. Was willst du, habe ich dich nicht selbst gegen dich ver-teidigt. Und war ich nicht ein guter Anwalt deiner Interessen?

Liborius lachend. *Mea res agitur*, Franziskus! Du hast Entschuldi-gungen herausgesprudelt, als ob du ein Dichter wärest, der sich gegen einen Kritiker wehren will!

Franziskus stimmt in das Lachen ein. Hüte dich, Liborius! Bist du so sicher, daß ich kein Echo bin?!



## Fideikomnisse

Von W. W. S.



ie haben recht, lieber Freund, wenn Sie Hermann Krauses neues Buch über die Familienfideikomnisse rühmen, wenn Sie es in Stoff und Anschauung fast erschöpfend, im Urteil maßvoll und wohl-erwogen, Flug und kundig finden. Es drängt eine vielköpfige Herde von Gedanken in eine knappe Hürde zusammen; sie würden einander stoßen und pressen, hütete nicht ein Meister des Ausdrucks strenge Ordnung unter ihnen.

Fruchtbar wie diese Gedanken sind, verführen sie neue zu entwickeln aus denen, mit welchen das Buch schließt, wenn es hervorhebt, was die Fideikomnisse ethisch bedeuten. Mehr als er sagt, meine ich, gemeinnütziger noch, als er zeigt.

Fürchten Sie nicht, daß ich Ihnen hier eine Statistik aufmachen will über gemeinnützige Einrichtungen, wohltätige Stiftungen, die gerade auf Fideikomnissen blühen, gerade von ihren Herren geschaffen worden sind. Mag sein, daß solche